

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Reisen nach Persien

nebst einer Beschreibung der wichtigsten Merkwürdigkeiten dieses Reichs

Mit Kupfern

Chardin, John

Frankfurt am Mayn, 1781

XII. Von dem Charakter, Sitten und Gewohnheiten der Perser.

urn:nbn:de:gbv:45:1-9974



Sie kriechen auf die Bäume, und bleiben daselbst zwischen den Nestern Tag und Nacht; von da fängt man sie. Sie sind ein sehr gutes Essen. Die Mahomedaner dürfen nicht alle Arten von Fischen essen. Die reinen Fische sollen, nach den Grundsätzen der alten mahomedanischen Gottesgelehrten, entweder mit dem Netz gefangen, oder mit den Händen gegriffen werden. Heutzutage aber sind sie nicht mehr so gewissenhaft; sie fangen sie mit Angeln, und mit dem Saamen, welcher die Fische betäubt. Was für Fische esbar, oder nicht esbar sind, darüber sind ihre Gelehrten selbst nicht einig.



XII.

Von dem Charakter, Sitten und Gewohnheiten der Perser.

Das Persische Blut ist, an sich betrachtet, dick und grob. Man sieht dieses an den Suebern, die von den alten Persern noch übrig sind, und sich niemals mit

Dd 3

andern



andern Nationen vermischet haben. Sie sind häßlich, übel gebaut, schwerfällig, und haben eine raue Haut. Man sieht dieses sogar in den Provinzen, welche nahe an Indien gränzen, wo die Einwohner fast durchgängig eben so ungestaltet sind, als die Guebern, weil sie sich, so wie diese, auch nicht mit andern Nationen vermischen. Aber in den übrigen Theilen des Königreichs ist das Persische Blut gegenwärtig sehr gut, und dieses kommt ohnfehlbar von der Vermischung mit den Georgiern und Circassiern her, als welche zwey Völker ohnstreitig in der ganzen Welt die schönsten Formen hervorbringen. Sie sind munter und tapfer, lebhaft, artig und verliebt. Es ist fast nicht eine einzige Person von Stand in ganz Persien, die nicht eine Georgierin oder Circasserin zur Mutter habe; sogar der König ist von Seiten seiner Mutter ein Georgier oder Circassier. Da diese Vermischung nunmehr schon beynahe einige Jahrhunderte fortdauert, so hat sich sowol das männliche als weibliche Geschlecht in Persien verschönert, und die Persianerinnen sind jezo schön und wohl gestaltet, ob sie gleich keine Georgerinnen mehr zu Müttern haben. Was die Mannspersonen anbelangt, so sind



sind sie groß, gerade gewachsen, lebhaft von Farbe, munter und ansehnlich. Der Himmelsstrich, unter welchem sie leben, und die Mäßigkeit, wozu sie von Jugend auf erzogen werden, trägt viel zu dieser guten körperlichen Beschaffenheit bey. Ohne die vorhin gemeldte Vermischung des Persischen Blutes mit Georgischen und Circassischen, würden die Standspersonen in Persien die häßlichsten Personen in der Welt seyn: denn sie stammen ursprünglich aus dem Lande zwischen dem caspischen Meer und China, welches man insgemein die Tartaren nennt, her, und die Einwohner dieses Landes sind die häßlichsten Personen, die man sehen kann, klein von Statur, grobgliedericht, mit Augen und Nasen wie die Chinesen, platten und breiten Gesichtern, und einer Farbe, die aus gelb und schwarz gemischt zu seyn scheint.

In Ansehung der Geisteskräfte haben die jezigen Perser eben so viele Vorzüge, als in Absicht auf den Körper. Ihre Einbildungskraft ist lebhaft und fruchtbar, ihr Gedächtniß fähig und geschwind. Sie haben viel Anlage zu den Wissenschaften und



zu den schönen und mechanischen Künsten; nicht weniger auch zu den Waffen. Sie lieben die Ehre, oder vielmehr die Eitelkeit, das falsche Bild der Ehre. Sie sind schmeichlerisch und bis zum Kriechen demüthig; sie sind witzig und zu listigen Streichen aufgelegt; höflich, artig, fein und wohlgezogen. Sie haben von Natur eine überwiegende Neigung zur Wollust, Schwelgerey und Verschwendung; vom Sparen und Haushalten verstehen sie wenig oder gar nichts. Mit einem Wort, sie haben von Natur so gute natürliche Eigenschaften, als ein jedes anderes Volk; aber es ist auch kein Volk in der Welt, welches seine guten natürlichen Eigenschaften so sehr verderbt, als sie.

Ihre ganze Philosophie erstreckt sich bloß auf die Güter und Uebel des gegenwärtigen Lebens; die Hoffnung und Furcht für der Zukunft machen wenig Eindruck auf sie. Sie sind weit vom Geiz entfernt, und suchen nur die Güter des Lebens zusammen zu bringen, um sie wieder zu verschwenden. Der gegenwärtige Genuß ist die Absicht aller ihrer Unternehmungen. Sie versagen sich kein Vergnü-

gnügen, das sie jezo genießen können; für die Zukunft sind sie ganz unbesorgt: sie verlassen sich lediglich auf die Vorsehung, oder vielmehr auf ihr Schickal. Dieses halten sie für gewis und unabänderlich, und lassen sich alles gefallen. Begegnet ihnen eine Widerwärtigkeit, so werden sie nicht darüber niedergeschlagen, wie andere Menschen; sondern sie sagen mit der größten Ruhe und Zufriedenheit: mektub est, d. i. es ist so niedergeschrieben, wodurch sie anzeigen wollen, daß dasjenige, was ihnen begegnet, in dem Buch der Schicksale bestimmt, und deswegen unvermeidlich sey.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts glaubte jederman in Europa, die Perser würden sich damals, da die Türken von allen Seiten gedrängt wurden, der Gelegenheit bedienen, Babylon und die übrigen Länder, die ihnen von den Türken abgenommen worden waren, wieder zu erobern; allein, sie regten sich nicht. Der kriegerische Geist hat sie gänzlich verlassen; sie suchen nur ihre Bollust zu befriedigen, und diese Absicht glauben sie bey zweifelhaften und beschwerlichen Unternehmungen nicht be-



friedigen zu können. [Es war den Königen von Persien viel daran gelegen, den ehemaligen kriegerischen Geist ihrer Unterthanen zu schwächen, damit sie mit desto mehr despotischer Gewalt über sie herrschen konnten. Artas der Große suchte insonderheit zu verhüten, daß sich seine Perser nicht wider ihn verschwören möchten. In dieser Absicht ließ er in allen Städten Persiens Fremde sich anbauen, die in ihren Sitten und Gebräuchen den Persern am meisten zuwider waren. Hiedurch erniedrigte sich aber auch der Muth derselben, so daß nicht leicht eine Nation in der Welt ist, die Beleidigungen und Vorwürfe so geduldig erträgt, als sogar die Vornehmen in Persien. Dieses zeigte sich insonderheit gegen das Ende der Regierung des Schach Nadirs. Sie waren durch diesen Tyrannen dermassen unterjocht worden, daß sich die Vornehmsten unter ihnen nicht unterstanden, einander zu besuchen, aus Furcht, sie möchten ihm Gelegenheit zu einem Verdacht geben, als wenn sie sich untereinander verbinden wollten. Er machte sich auch kein Bedenken daraus, ihnen öffentlich zu sagen, er wisse, daß sie ihnen nicht gewogen wären; allein, er frage nichts darnach.



nach. Er hatte ihren Charakter von Jugend auf kennen lernen, und hatte sich es zum Grundsatz gemacht, daß die Perser nicht anders, als mit einem eisernen Scepter regiert werden könnten. Streitet es aber auf der andern Seite nicht mit ihrer Hauptneigung, der Wollust, so sind sie eben so stolz und übermüthig, als sie sonst niedrig und schmeichlerisch sind. Sie erweisen denen, die über ihnen sind, eine recht slavische Ehrerbietung; aber sie verlangen dieses auch wieder von denen, welche unter ihnen sind. Es ist dieses aber keine Aeußerung ihres innern Charakters, sondern eine Folge derjenigen despotischen Gewalt, die auch sogar Eingriffe in die gemeine Freyheit der Menschen thut. Hiermit reimt sich auch der Kottengeist, dem sie sehr ergeben sind, ganz gut. Sie hängen ihm nach, wenn er ihnen zugleich ein Mittel wird, ihre Lüste, sowol unmittelbar als mittelbar, zu befriedigen; sie lassen sich aber leicht unterdrücken, wenn sie glauben, daß der Ausgang zweifelhaft und beschwerlich sey.

Die Perser sind im höchsten Grad verschwenderisch; sie leben in den Tag hinein,
um



um sich wohl zu thun, und denken nicht an den andern Morgen. Sie können deswegen auch kein Geld aufheben; haben sie ein Stück, so ruhen sie nicht eher, als bis alles verthan ist. Je eher sie damit fertig werden, desto mehr Vergnügen haben sie. Gesezt, der König schenkt einem seiner Günstlinge funfzig bis hunderttausend Thaler, oder er bekommt solche auf eine andere Art; in weniger als vierzehn Tagen ist alles dieses Geld durchgebracht. Er kauft sich Sklaven von beyderley Geschlecht; hält sich schöne Frauenzimmer; schafft sich kostbares Geräthe an, kleidet sich auf das prächtigste, ohne die Folgen seiner Verschwendung zu überlegen, noch zu bedenken, wie lange es dauern könnte. Es währt auch nicht lange, so ist er mit allem seinem Gelde fertig. Nun fängt er an, und verkauft alle seine Kostbarkeiten wieder Stück vor Stück; zuerst entledigt er sich seiner Pferde, sodann kommt die Reihe an die unnöthigen Bedienten, hierauf müssen seine Concubinen und Sklaven wandern, und zuletzt verkauft er auch sogar seine Kleider. Ich habe tausend Beispiele dieser Art gesehen. Eines aber ist besonders merkwürdig;

dig;



dig; Deswegen will ich auch solches besonders anführen. Ein Verschnittener, welcher lange Zeit Richter, oder Ober-Cammerherr gewesen war, saß in den letzten zwey Jahren so fest in der Gunst des Königs, daß er thun konnte, was er wollte, nicht anders, als wenn er selbst König wäre; er hatte sich unermessliche Reichthümer zusammen gebracht. Es geschah, daß er in Ungnade fiel, jedoch blieb sein Vermögen, er mochte es mit Recht erworben haben oder nicht, unangetastet. Nach Verlauf von zweyen Monaten fieng er an seine Sachen zu verfezzen, denn Credit und Geld war miteinander verschwunden; er wurde in kurzem ganz arm, ob er gleich vor wenig Monaten einer der Reichsten war. Hier traf das Sprüchwort ein: „Wie gewonnen, so zerronnen.“

Einer der lobenswürdigsten Tüge in dem Charakter der Perser ist ihre Leutseligkeit gegen Fremde; sie sind freundlich gegen sie im Umgang, und geben ihnen Schutz, wenn sie verfolgt werden; sie beweisen ihnen die Pflichten der Gastfreundschaft; sind tolerant gegen diejenigen, die von einer andern

dern



dern Religion sind, auch alsdenn, wenn
 ihnen der Glaube derselben ein Greuel wäre.
 Die Priester ausgenommen, welche gegen
 diejenigen, die nicht von ihrer Meinung
 sind, einen wütenden Haß haben, sind die
 Perser überhaupt gegen fremde Religions-
 verwandte gerecht und leutselig. Ihre
 Toleranz geht so weit, daß wenn jemand
 seine vorige Religion verlassen und die ihm
 angenommen hat, sich aber anders besinnt,
 und sich wieder zu seiner vorigen Religion
 bekennen will, sie ihm solches gar nicht
 wehren. Der Ceder, oder oberste Prie-
 ster, fertigt zu ihrer Sicherheit eine au-
 thentische Urkunde darüber aus, worinnen
 sie Morhud, d. i. Abtrünnige, genenit
 werden, ein Wort, welches bey ihnen das
 größte Schimpfwort ist. Sie glauben,
 daß die Gebete aller Menschen gut und kräf-
 tig sind; sie nehmen deswegen nicht nur
 die Fürbitten und Andachtsübungen anderer
 Religionsverwandten, wenn sie krank oder
 in andern Nöthen sind, an, sondern ver-
 langen sie sogar auch von andern, wovon
 ich Beyspiele genug gesehen habe. Ich
 schreibe dieses nicht sowol den Grundsätzen
 ihrer Religion zu, obgleich diese alle Reli-
 gionsübung erlaubt, als vielmehr den sanf-
 ten

ten Sitten dieses Volks, welches gegen Streitigkeiten und Grausamkeiten eine natürliche Abneigung hat.

Aus demjenigen, was wir von der Verschwendung und Schwelgerey der Perser gesagt haben, wird man ohne Mühe leicht begreifen, daß sie auch der Faulheit ergeben sind, als welche Laster inögemein miteinander verbunden sind. Und dieses ist auch gewöhnlich die Ursache, daß der größte Theil der Nation arm ist. Die Faulenzer und Leute ohne Beschäftigung nennt man im Persischen Serguerdan, d. i. Leute, die den Kopf hin und her drehen. Sie haben mehr dergleichen Umschreibungen in ihrer Sprache.

Die Zänkereyen der Perser kommen niemals bis zu Schlägen oder andern Thätlichkeiten. Ihr Zorn ist bey weitem nicht so ausschweifend und übertrieben, als in unsern Gegenden, sondern er vergeht geschwind. So groß auch ihr Zorn ist, und bey so liederlichen und nichtswürdigen Menschen sie immer seyn mögen, so ist doch das bey ihnen lobenswürdig, daß sie jederzeit den Namen Gottes heilig halten. Man hört



hört niemals eine Gotteslästerung, oder einen Ausdruck, der gegen Gott beleidigend wäre. Sie können daher auch nicht begreifen, wie es möglich sey, daß die Europäer, wenn sie im Zorn sind, Worte ausstossen, die eine Gottesverleugnung anzuzeigen scheinen. So lobenswürdig sie nun hierinnen sind, so tadelhaft sind sie darinnen, daß sie bey einer jeden kleinen und nichtswürdigen Sache den Namen Gottes alle Augenblick im Munde haben, und ihn also in der That mißbrauchen. Ihre gewöhnlichen Schwüre sind: bey dem Namen Gottes, bey dem Geist des Propheten, bey den Geistern der Verstorbenen, und dergl. so wie die alten Römer bey dem Genius der Lebendigen zu schwören pflegten. Kriegs- und Staatsleute schwören gemeinlich bey dem geheiligten Haupte des Königs, und diesen Eidschwur halten sie unverbrüchlich. Die gewöhnlichen Beyheuerungen im gemeinen Leben sind: „Bey meinem Haupt.“ „Bey meinen Augen.“

Die Perser haben zwey Gewohnheiten an sich, die einander schnurstraks entgegen gesetzt sind. Mit eben dem Munde, mit welchem sie Gott ohne Unterlaß loben und
anru-

anrufen, mit eben diesem stossen sie die ärgsten Flüche und garstigsten Reden aus. Wenn man zu ihnen in ihre Häuser kommt, wenn man ihnen auf der Gasse begegnet, wenn sie an ihre Geschäfte gehen, wenn sie spazieren gehen, so hört man sie überall mit lauter Stimme Segenswünsche und Gebete sprechen: „O grosser Gott! o barmherziger Gott! o preiswürdiger Gott, Vater und Ernährer der Menschen! o Gott! verzeihe oder hilf mir.“ Bey den geringsten Dingen, die sie vornehmen, machen sie den Anfang mit diesen Worten: Im Namen des barmherzigen Gottes. Und dennoch machen sich diese frommen und fleissigen Anbeter Gottes nicht das geringste Bedenken, zu eben der Zeit, und aus eben dem Munde, die grössten Unflätereyen vorzubringen. Jedermann ohne Ausnahme ist mit diesem Laster angesetzt. Ihre Unflätereyen sind insgemein von solchen Theilen des Leibes hergenommen, welche die Ehrbarkeit zu nennen verbietet. Wenn sie einander schimpfen wollen, so sagen sie einander Unflätereyen von ihren Weibern, ob sie solche gleich weder jemals gesehen, noch nennen gehört haben, und

R. n. Persien. II. Th. Ge wün-



wünschen, daß sie Dinge begehen möchten, die schändlich zu sagen sind. Auch die Frauenzimmer, welche doch insgemein mehr Anspruch auf Zucht und Ehrbarkeit machen, als die Mannspersonen, sind von dieser Unanständigkeit nicht frey. Wenn sie sich nun von dergleichen Unsauberkeiten erschöpft haben, so nennen sie einander gleichsam zur Zugabe: Atheisten, Abgötter, Juden, Christen; sie sagen z. B.: „Die Hunde der Christen sind mehr werth, als du.“ „Seh den Hunden der Franken zum Opfer!“ und dergleichen.

Ob man gleich unter Personen von allerhand Stand und Geschlecht dergleichen Unanständigheiten hört, so geschieht es doch nicht überall in gleichem Grad, und mit gleicher Ausschweifung. Das gemeine Volk treibt es am höchsten, aber man hört auch nicht selten Standespersonen solche Redensarten vorbringen, die sich in andern Ländern der schlechteste Mensch nicht erlauben würde. Da ich das erstemal bey dem Hofmarschall des Königs in Persien war, so kam eben eine angesehene Person zu ihm, um mit ihm wegen einer gewissen Angelegenheit zu reden. Der Hofmarschall sagte

zu



zu ihm, warum er nicht zum obersten Staatsminister gienge, dahin er ihn verwiesen hätte. Der andere sagte hierauf ganz demüthig: „Ich bin da gewesen, aber er hat mir gesagt, daß Euer Majestät (man giebt in Persien diesen Titel auch den Grossen des Reichs, so wie dem Könige) die Sache entscheiden müsten.“ Gaumicoret, antwortete der Hofmarschall. Ich erschraf, da ich eine so vornehme Person auf diese Art reden hörte; denn es heist: Er soll seinen eignen Koth fressen. Dieses ist ihr gewöhnlicher Ausdruck, wenn sie sagen wollen, daß man unrecht oder unschicklich geredet hat.

Dieses sind kleine Laster der Perser, in Verhältniß mit den andern. Sie sind falsch, betrügerisch, und die größten Schmeichler von der Welt; dabey niederträchtig und unverschämt. Sie verstehen sich vortreflich auf die Schmeicheley, und ob sie gleich solche ohne alle Scham ausüben, so beweisen sie doch dabey viel Kunst und Geschicklichkeit sich beliebt zu machen. Man sollte glauben, daß alles, was sie sagen, ihr vollkommener Ernst sey; indes, sobald die Gelegenheit vorbey ist,



Die sie zur Schmeicheley gehabt haben, es mag nun entweder eine Hofnung zu einem Gewinnst, oder andern eine Gefälligkeit zu erweisen, gewesen seyn, so sieht man gar deutlich, daß alle ihre Komplimente, die sie in ihrer Sprache Tahvazea nennen, nichts toeniger als aufrichtig gemeint sind. Sie warten die Zeit ab, wenn sie eine Person nahe bey sich sehen vorbey gehen, alsdenn loben sie solche, daß sie es genau hören kann; jedoch sind sie dabey so scharfsinnig, daß das Lob natürlich und keine Schmeicheley zu seyn scheint. Ausser diesen Lastern sind sie auch den Lügen bis zur höchsten Ausschweifung ergeben. Sie reden, schwören, geben falsches Zeugnis, ohne alles Bedenken, wenn sie nur den geringsten Vortheil davon haben. [Hierinnen sind sie von ihren Vorfahren, den alten Persern, ganz ausgeartet, als welche sich, nach dem Zeugnisse des Xenophons, ein besonderes Geschäfte daraus machten, der Wahrheit treu zu bleiben. Heut zu Tage aber ist es nicht einmal eine Schande, wenn man einen auf einer Lüge antrifft, und ihm Vorwürfe darüber macht.] Sie borgen und bezahlen nicht, lehnen und geben nichts wieder.

der 7

der; wo sie Gelegenheit haben einen andern zu betrügen, da versäumen sie solche nicht. Im Dienst, oder wozu sie sich sonst anheischig gemacht haben, sind sie ohne Auf-richtigkeit, im Handel und Wandel ohne Treu und Glauben; sie haben in der feinen Kunst, zu betrügen, so ausgelernt, daß man beynahе niemals, ohne vervortheilt zu werden, von ihnen davon kommt; sie sind nach Geld eben so begierig, als nach eitler Ehre, und suchen bey allen Schelmereyen dennoch Lob und Ruhm davon zu tragen. Da ihnen das wahre Wesen der Tugend fehlt, so trachten sie dennoch nach dem äussern Schein derselben, und suchen sich entweder hiedurch selbst zu betrügen, oder eine gewisse Absicht zu erreichen, die ihnen ihr eitler Ehrgeiz, oder Wollust, eingiebt. Sie gehen beständig mit der Maske der Heucheley einher. Sie machen oft einen Umweg von mehr als einer Meile, um eine körperliche Unreinigkeit nach ihren Begriffen zu vermeiden, oder einen Menschen, der nicht von ihrer Religion ist, im Vorbeygehen nicht zu berühren; sie hüten sich, jemand zur Regenzeit in ihre Häuser aufzunehmen, weil seine nassen Kleider alles, was er an-
E e 3 rührt,



rührt, es mögen nun Personen oder Hausgeräthe seyn, verunreinigen würden. In ihrem Gang sind sie jederzeit sehr ernsthaft. Sie verrichten ihr Gebet und Reinigungen zu den gesetzten Zeiten, und beweisen dabey äusserlich eine brünstige Andacht. In ihren Reden zwingen sie sich fromm und klug zu seyn; sie reden in den ausgesuchtesten Ausdrücken und mit der heissesten Andacht beständig von der Ehre, Grösse und den Eigenschaften Gottes. Ob sie gleich einen natürlichen Hang zur Leutseligkeit, Gastfreyheit und Mitleiden haben, und sich aus der Welt und ihren Schätzen nicht viel machen; so zeigen sie doch in ihrem äussern Betragen gerade das Gegentheil. Wer sie nur im Vorbeygehen, oder höchstens bey einem Besuch, sieht, wird jederzeit ein günstiges Urtheil von ihnen fällen; aber, wer einen genauen Umgang, oder Geschäfte, mit ihnen hat, wird wenig wahre Tugend bey ihnen antreffen. Sie sind, nach dem dem Ausspruch Christi, grösstentheils gestünchte Gräber; und was Christus von den Pharisäern sagt, paßt grösstentheils auf die Perser. So ist der grosse Haufe der Nation beschaffen. Indessen ist doch auch nicht

nicht zu leugnen, daß diese Regel ihre Ausnahme habe. Man findet unter den Persern eben so viele Beyspiele der Gerechtigkeit, Aufrichtigkeit, Tugend und Frömmigkeit, als bey andern Religionsverwandten. Aber je mehr man mit diesem Volke umgeht, desto kleiner wird diese Ausnahme, und man wird immer mehr überzeugt, daß die Zahl derjenigen, welche wahre Menschenliebe und Billigkeit ausüben, ungemein klein sey.

Nach der bisherigen Beschreibung der Perser wird man kaum glauben können, daß ihre Erziehung der Jugend so gut sey, als sie wirklich ist; und dennoch ist nichts gewisser als dieses. Der Adel, das ist, Personen von Stand, und die Kinder aus guten Häusern, (denn einen eigentlich sogenannten Adel kennen die Perser nicht,) werden alle wohl erzogen. Die Sorge für ihre Erziehung überläßt man insgemein den Verschnittenen. Diese vertreten bey ihnen die Stelle der Hofmeister; sie lassen die Kinder niemals aus dem Gesicht, halten sie stets unter einer strengen Zucht, und führen sie niemals aus, als um ihre Verwandten zu besuchen, oder ritterliche Uebun-



gen oder öffentliche Lustbarkeiten zu sehen. Und weil sie glauben, die Kinder von Stand könnten in öffentlichen Schulen verderben werden, so schicken sie sie nicht dahin, sondern halten ihnen Lehrer zu Hause. Auch hier wendet man alle Mühe an, daß sie mit dem Gesinde keinen Umgang haben, und daß sie nichts Unanständiges sehen und hören; die Dienstboten müssen ihnen mit vielem Respekt und Ehrerbietung begegnen. Die Kinder der gemeinen Leute werden nicht weniger mit aller Sorgfalt erzogen. Man läßt sie nicht auf den Gassen herum laufen; man gestattet nicht, daß sie ihre Zeit mit Spielen, Zänkereyen und Narrenspößen verderben. Man schickt sie des Tages zweymal in die Schule; wenn sie wieder nach Hause kommen, so behalten sie die Aeltern bey sich, damit sie an der Lebensart und dem Gewerbe, wozu man sie bestimmt, Geschmack bekommen mögen. Junge Leute erscheinen nicht eher in der großen Welt, als bis sie zwanzig Jahre alt sind, es sey denn daß man sie eher verheyrathe; in diesem Fall kommen sie aus des Vaters Gewalt, und werden ihre eigene Herrn. Unter dem Heyrathen aber verstehe ich die gesetzmäßige Verbindung zweyer Personen, ver-



vermöge einer ordentlichen Eheberedung; denn ausserdem legen die Perser ihren Söhnen schon im sechzehnten oder siebenzehnten Jahre Beyschläferinnen bey, wenn sie merken, daß sie verliebt sind, um sie dadurch von gröbern Ausschweifungen abzuhalten. Bey ihrem ersten Eintritt in die grosse Welt nehmen sie ein kluges, höfliches, bescheidenes, schamhaftes und ernsthaftes Betragen an; sie reden wenig, geben genau auf sich Achtung, und affectiren, sowol in ihren Reden als Handlungen, eine gewisse Unschuld. Aber der größte Theil wendet sich gar bald auf die schlimmere Seite; und die Schwelgercy, die sie an andern sehen, verdirbt sie gar geschwind. Wenn sie weder eigenes Vermögen, noch einen Gehalt, der ihrer Verschwendung angemessen ist, noch sonst erlaubte Mittel haben, wodurch sie ihre Neigung befriedigen können; so ergreifen sie die schlimmsten Maasregeln, um Geld zu bekommen: und diese sind ihnen nicht schwer ausfündig zu machen.

Unter allen asiatischen Völkern sind die Perser am allerhöflichsten, und ihre Komplimente sind wirklich übertrieben.



etliche Beyspiele davon. Ein Engländer
 stattete in Astrabad bey dem Gouverneur
 einen Besuch ab. Als er in das Zimmer
 kam, stunden die vornehmsten Personen so
 lang, bis er Platz genommen hatte. Da
 er mit der persischen Art, sich zu setzen,
 nicht zurecht kommen konnte, so ließ ihm der
 Gouverneur einen Stuhl bringen, und be-
 diente sich dabey der Worte: ganz Astrabad
 wäre jezo in der Gewalt des Engländers,
 er könne damit machen, was er wollte.
 Ein Kranker bat einen Arzt, ihn von einer
 schmerzhaften Krankheit zu befreien, und
 setzte hinzu: wenn er ihm geholfen hätte,
 wollte er ihm seinen Kopf geben. Ein
 Europäer hörte dieses Kompliment, und
 verwunderte sich darüber; der Perser aber
 sagte: „Ich thue es deswegen doch nicht,
 es ist nur unsre Art zu reden.“] Die-
 jenigen Perser, welche eine gute Erziehung
 und feine Lebensart haben, können es in
 Ansehung der Höflichkeit mit den gesitteten
 Völkern in Europa aufnehmen. Ihre
 Manieren und Geberden sind die anständig-
 sten, die man denken kann; sanft, ge-
 setzt, groß, gesprächig, und schmeichelhaft
 im äußersten Grad. So oft sie einander
 begeg-



begegnen, so erweisen sie sich einander die Höflichkeit, einander den Vortritt anzubieten; aber der Rang ist bald entschieden. Zwey Stücke kommen ihnen in unsern Sitten sehr ausschweifend vor: erstlich, daß wir lange Zeit darüber streiten, wer dem andern vorgehen soll; zweytens, daß wir vor denenjenigen, denen wir Respekt und Hochachtung erweisen wollen, das Haupt entblößen, welches bey den Persern eine Freyheit ist, die man sich nur in Gegenwart geringerer Personen, oder höchstens sehr vertrauter Freunde, nimmt. Sie machen zwar zwischen der rechten und linken Hand einen Unterschied; aber was bey uns die rechte Hand ist, ist bey ihnen die linke; und diese Gewohnheit herrscht in ganz Asien. Man sagt, daß sie vom Cyrus herkomme, welcher deswegen Personen, die er ehren wollte, auf seine linke Seite gestellt habe, um ihnen ein besonderes Vertrauen, das er zu ihnen habe, zu bezeugen; weil nemlich die linke Seite des Menschen die schwächste wäre, wo man am meisten zu befürchten habe.

Sie statten einander häufige Besuche ab, sowol bey freudigen und traurigen Begebenheiten



benheiten, als auch bey ausserordentlichen
 Feyerlichkeiten. Geringere Personen ma-
 chen alsdenn den Vornehmern die Aufwar-
 tung, und diese machen jenen Gegenbesuche.
 Die Hofleute gehen des Morgens und des
 Abends zu den Ministern, bezeugen ihnen
 ihre Hochachtung, und begleiten sie aus
 ihren Pallästen nach Hof. Man führt
 sie in einen grossen Saal, und bewirthe-
 tet sie einstweilen mit Tobak und Caffee, bis
 der Herr aus dem Frauen-Zimmer heraus
 kommt. Sobald dieser in den Saal ein-
 tritt, so steht jederman auf, und bleibt
 unbeweglich auf seinem Platz stehen. Der
 Minister geht vorbey, und macht mit dem
 Kopf eine kleine Verbeugung, welche jene
 mit einer tiefem beantworten. Er geht
 an seinen gewöhnlichen Platz, und giebt den
 andern ein Zeichen, sich zu setzen. Wenn
 er fertig ist, so steht er auf und geht zu-
 erst aus dem Saal, und die andern folgen
 ihm hinter drein. Die meisten Komplimente
 aber macht man mit seines Gleichen.
 Man bewillkommt sie ehe man sich setzt, und
 setzt sich nicht eher, als bis sich diejenigen,
 die zum Besuch gekommen sind, gesetzt ha-
 ben, steht auch nicht eher, als diese, auf.
 Der

Der Hausherr sitzt allzeit oben an, und wenn er jemanden eine besondere Höflichkeit erweisen will, so giebt er ihm ein Zeichen, sich neben ihn zu setzen. Er bietet niemanden keinen Platz an, denn dieses würde für denjenigen, dem er ihn anböte, eine Beschimpfung seyn; aber es ist ein Beweis einer besondern Hochachtung gegen eine Person, wenn der Hausherr von seinem Platz aufsteht, und sich neben, oder unter die Person setzt, die er ehren will.

Wenn die Person, die man besuchen will, eine vornehme Person ist, so beobachtet man folgenden Wohlstand. Man geht ganz sachte in den Saal, und stellt sich an den ersten besten leeren Platz, den man findet. Hier bleibt man stehen, hält die Füße enge zusammen, und legt die Hände an dem Gürtel neben einander; den Kopf bükt man ein wenig vorwärts, und sieht mit gesetzten und sitzamen Geberden vor sich: in dieser Stellung bleibt man so lang, bis einem der Hausherr ein Zeichen giebt, sich zu setzen; welches er sogleich, entweder mit der Hand oder mit dem Kopf, thut. Wenn man einen Besuch von einem Vorneh-



nehmern bekommt; so steht man auf, sobald man ihn in das Zimmer treten sieht, und thut, als wenn man ihm entgegen gehen wollte. Bekommt man einen Besuch von seines Gleichen, so steht man nur halb auf; ist die Person, die einem besucht, geringer, aber doch einiger Hochachtung werth, so bewegt man sich nur, und stellt sich, als wenn man aufstehen wollte. Diejenigen, die bereits zum Besuch in einem Zimmer sind, stehen bey dem Eintritt anderer Personen nicht auf, wenn es nicht der Hausherr selbst thut, oder man eine besondere Ursache hat, dieser Person Ehrerbietung zu erweisen. Auch in der Art, sich nieder zu setzen, hat man in Persien unterschiedene Ceremonien. Vor einer vornehmen Person, welcher man Ehrerbietung schuldig ist, setzt man sich auf seine Fersen, so daß sich die Füße und Knie einander berühren. Vor seines Gleichen aber setzt man sich bequemer, nemlich mit Kreuzweis unter einander geschlagenen Schenkeln; den Oberleib hält man gerade. Diese Art des Sizzens nennt man in Persien Tscharzanu, d. i. auf vier Knieen sitzen, weil die Knie und Knöchel platt auf der Erde liegen.



liegen. Gute Freunde und Bekannte sagen zu einander: setzt euch nach euerm Gefallen, das heist, schlaget die Schenkel nach euerm Belieben kreuzweis unter euch; und diese Stellung ändert man nicht, und sollte man einen halben Tag auf einem Platz sitzen. Die Morgenländer sind bey weitem nicht so unruhig als wir. Sie sitzen sehr ernsthaft und stille, und machen mit dem Körper sehr selten Bewegungen; und wenn sie auch dann und wann eine kleine Bewegung machen, so geschieht es niemals um ihre Reden mit Handlungen und Geberden zu begleiten, sondern blos sich zu regen. Unser Betragen kommt ihnen deswegen sehr lächerlich vor; sie glauben nicht, daß unsre Gesticulationen sich mit dem Charakter eines vernünftigen Mannes reimen. Es wird auch bey ihnen für sehr unanständig gehalten, wenn man im Sitzen die Füße sehen läßt, sondern man muß sie unter den Kleidern verbergen: bey der weiten morgenländischen Kleidung geht auch dieses sehr wol an. Damit man dieses besser verstehen möge, so habe ich eine Zeichnung beygefügt, wie man in Persien sitzt.

Wenn



Wenn ein Perser den andern grüßt, so geschieht es gewöhnlich, daß man sich mit dem Kopf küßt, oder die rechte Hand an den Mund legt. Kommt man von einer weiten Reise zurück, so umarmt und küßt man einander; und dieses geschieht auch bey außerordentlichen Gelegenheiten.

In ihren Reden sind sie noch ceremonienreicher, als in ihren Thaten. Wenn sie jemanden zum Besuch bekommen, so sagen sie nicht bloß: Koschomedy, d. i. Ihr seyd willkommen, sondern auch: Safa a urdy, d. i. Ihr veredelt uns durch Eure Gegenwart; Schiaschuma calibut, d. i. Euer gewöhnlicher Platz ist bey uns lange leer geblieben: hiedurch wollen sie so viel sagen, daß niemand würdig gewesen wäre, seinen Platz in seiner Abwesenheit zu besetzen; und andere dergleichen mehr, wovon sie eine erstaunungswürdige Mannichfaltigkeit in ihrer Sprache haben. Ich sage noch einmal: die Perser sind das schmeichelhafteste Volk auf dem ganzen Erdboden. Sie haben die rührendsten und verbindlichsten Ausdrücke, ihre ganze Gedenkungsart ist kriechend und nachgebend; ihre

ihre Sprache sanft und schmeichlerisch; sie vermeiden im Umgang alles, was eine verdrüssliche Idee erregen kann; und wenn es der Inhalt des Gesprächs erfordert, daß sie von etwas Unangenehmen reden müssen, so thun sie es in solchen Umschreibungen, daß alles Traurige und Unangenehme verschwindet. Wenn sie z. B. sagen wollen, daß jemand gestorben sey; so sagen sie: „er hat euch ein Geschenk mit den Jahren, die er noch zu leben hatte, gemacht;“ das heißt: der Verstorbene hätte zwar noch lange leben können, aber aus Liebe zu euch hat er sich seine Jahre abkürzen lassen, um sie euch beizulegen. Ich erinnere mich hier einer artigen Erzählung, von einem General der Musketair, zu den Zeiten des Königs Abas des zweyten. Dieser Prinz, der von einem sehr lebhaften Geist war, hatte diesem General einen weissen Bären zur Versorgung übergeben, den er aus Moskau bekommen hatte, indem er glaubte, er würde von ihm besser gepflegt werden, als wenn er ihn in das Behältnis der wilden Thiere thäte. Unterdessen starb der Bär doch. Sobald es der König erfuhr, so wollte er doch genau wissen, wie und woran er gestorben wäre;

R. n. Persien. II. Th. F f wäre;



wäre; er fragte also den General, was sein weisser Bär mache; dieser antwortete: „Er hat Eurer Majestät mit seinen übrigen Lebensjahren ein Geschenk gemacht.“ Der König sagte im Lachen: „Ihr mögt selbst ein Bär seyn, da Ihr die Jahre einer Bestie zu den meinigen setzen wollt.“ Man erzählt noch eine andere Geschichte von diesem General, die mit der gegenwärtigen viele Aehnlichkeit hat; ich führe sie zu dem Ende an, damit man der Perser Art, sich auszudrücken, daraus abnehmen kann. „Der König gieng, ausserhalb Isphahan an dem Berg Kusapha, der eine kleine Meile von der Stadt liegt, spazieren. Eine dicke Wolke lag auf der Spitze des Bergs. Da sie der König gewahr wurde, sagte er zum General: Sehet einmal diese schwarze Wolke auf der Spitze dieses Berges an; sie gleicht einem Hut der Franken. Das ist wahr, sagte der General; wollte Gott! daß Eure Majestät sie alle überwände! Wie ist es möglich, antwortete der König, daß ich sie überwinden kann. Sie sind mehr als zweytausend Meilen weit von mir entfernt; kann ich doch nicht einmal die Türken überwinden, die meine nächsten Nachbarn sind.“ Wenn man jemand wegen



wegen eines Todesfalls trösten will, so sagt man
insgemein: Serchuma salamet bachet, d. i. Euer Haupt sey nur gesand;
welches so viel bedeuten soll, als: Euer
Leben ist mir so theuer, daß es mir gleich-
viel gilt, wer da stirbt; an Eurer Er-
haltung liegt mir unendlich viel.

Die Komplimente, die man in Briefen,
Bittschriften und andern dergleichen Denk-
schriften macht, sind noch weitläuftiger als
diejenigen, die man mündlich macht. Sie
haben besondere Bücher, worinnen die Ti-
tel enthalten sind, die man denjenigen giebt,
an welche man schreibt, und das vom Kö-
nig an bis zu dem geringsten Künstler. Die-
jenigen, die in Geschäften gebraucht werden,
wissen sie auswendig. Ich werde hier
keine Probe davon geben, weil ich oben in
meiner Reisebeschreibung einige Beyspiele da-
von angeführt habe, aus welchen man den
persischen Brief- und Canzleystyl deutlich
erkennen kann. Uebrigens merke ich noch
an, daß es in der persischen Sprache die
Höflichkeit erfordert, sowol von sich, als
auch von andern, in der dritten Person
zu reden.



So höflich und artig nun aber auch die Perser sind, so sind sie es doch nicht aus Großmuth, als welche Tugend im ganzen Morgenlande unbekannt ist. Da ihr Vermögen nicht weniger als ihr Leib und Leben einer willkürlichen und despotischen Gewalt gänzlich unterworfen sind; so ist ihr Geist und Muth durch eben eine solche Sklaverey niedergedrückt. Sie thun nicht das geringste auffer aus Interesse, d. i. sie müssen entweder etwas zu hoffen oder zu fürchten haben. Sie können nicht begreifen, daß ein Land in der Welt sey, wo die Menschen einander aus bloßer Tugend Gefälligkeiten erweisen, ohne auf eine Belohnung Rücksicht zu nehmen. Bey ihnen ist gerade das Gegentheil. Sie machen sich für alles, was sie thun, bezahlt, und dies oftmals zum Voraus. Ueberal verlangt man Geschenke mit vollen Händen. Sie haben ein Sprüchwort: „Man kommt vom Richter zurück, wie man zu ihm gegangen ist.“ Das heist: Wenn man mit leeren Händen zum Richter kommt, so kommt man auch ohne Gerechtigkeithülfe wieder zurück. Die ärmsten und elendesten Personen erscheinen niemals ohne Geschenke

schenke vor den Vornehmen, oder bey denjenigen, von welchen sie sich eine Gnade erbitten wollen; und diese nehmen auch jederzeit die Geschenke an. Die vornehmsten Herrn schämen sich nicht, Früchte, junge Hühner, Lämmer und dergl. anzunehmen. Ein jeder giebt etwas von dem, was er unter Händen hat, oder verfertigt; Diejenigen aber, die kein besonderes Gewerbe haben, geben Geld. Dergleichen Geschenke zu bekommen, hält man für eine Ehre. Man giebt sie öffentlich, ja man wartet sogar die Zeit ab, wenn recht viele Personen zugegen sind. Diese Gewohnheit herrscht im ganzen Orient, und ist sehr alt. Uns Europäern kommt sie zwar freylich niederträchtig und schlecht vor; indessen leisten doch die Perser denenjenigen wieder einen Dienst, für welchen sie Geschenke bekommen haben, und dies oft augenblicklich, wenn es in ihrem Vermögen steht. Dergleichen Geschenke macht man aber auch an feyerlichen Tagen, oder bey andern Gelegenheiten, seinen Gönnern und Wohlthätern, ohne daß man eine Wiedervergeltung, oder einen besondern Dienst, dafür verlangt.



Die Perser finden weder am Spazieren-
gehen noch am Reisen ein Vergnügen. Das
erstere finden sie sehr abgeschmakt, und
glauben, in einer Allee auf nieder zu gehen,
sey eine Beschäftigung eines Menschen, der
nicht recht bey Verstand sey. Sie fra-
gen in allem Ernst: was man denn an dem
Ende der Allee zu thun habe, und warum
man denn nicht dort geblieben sey, wenn
man Ursache gehabt hätte, hin zu gehen?
Die Ursache hiervon ist ohne Zweifel diese,
weil sie unter einem weit gemässigttern Him-
melsstrich leben, als wir. Sie haben
nicht so viel Blut, als wir Nordländer;
ihr Blut ist auch nicht so aufwallend als
das unsrige. Die flüchtigen Theile ihres
Blutes dünstten mehr aus, als bey uns;
man trift bey ihnen nicht diejenigen Bewe-
gungen des Körpers an, die nahe an Leicht-
sinnigkeit und Unruhe gränzen, und oft
bis zur größten Ausschweifung getrieben wer-
den. In Persien weiß man gar nicht,
was das seyn soll, sich durch eine Leibes-
übung eine Bewegung machen; man befin-
det sich in diesem Lande weit besser, wenn
man beständig sitzt, oder sich tragen läßt,
als wenn man geht. Die Weiber und
die

Die Verschnittenen machen sich niemals eine Leibesbewegung, sondern sitzen oder liegen beständig, ohne daß es der Gesundheit etwas schadet. Die Mannspersonen reiten zwar, aber sie gehen niemals zu Fuß; wenn sie Leibesübungen haben, so geschieht solches bloß zum Vergnügen, niemals aber der Gesundheit wegen. Das Klima ist, nach meiner Meinung, bey einem jeden Volk jederzeit die Hauptursache seiner Neigungen und Gewohnheiten, und die Menschen sind weiter nicht von einander unterschieden, als in so fern Himmel und Luft an einem Ort von dem andern unterschieden ist. — Was das Reisen anbelangt, so ist es den Persern noch weit unbegreiflicher, daß Leute aus bloßer Neugierde reisen, als daß sie zur Lust oder Gesundheit spazieren gehen. Das Vergnügen, welches wir aus der Kenntniß der Sitten und Sprachen, die von den unsrigen unterschieden sind, empfinden, ist ihnen ganz und gar unbekannt. Als die französisch-ostindische Compagnie etliche Abgeordnete an den König von Persien abschickte, so schickte der König in Frankreich zugleich noch zwey Personen mit, jedoch ohne ihnen einen besondern Charakter zu geben, mit Namen



Salein und Boullaye; in dem Beglau-
 bigungsschreiben stund, daß dieses zwey
 Herrn wären, die sich in der Absicht in die
 Gesellschaft der Abgordneten der Kaufleute
 begeben hätten, um mit ihnen aus Neugierde
 die Reise nach Persien zu thun; der
 König habe sich dieser Gelegenheit bedient,
 an Se. persische Majestät zu schreiben, und
 Ihnen diese Gesellschaft von Kaufleuten zu
 empfehlen. Ich kam eben zu der Zeit an
 dem persischen Hof an, als diese Herrn
 daselbst ihre Geschäfte trieben. Die Mi-
 nister redeten oftmals mit mir davon, und
 dieses Schreiben gefiel ihnen aus verschiedenen
 Ursachen gar nicht. Eine davon war,
 weil das Schreiben an den König blos mit
 Gelegenheit war überschift worden. Sie
 fragten mich, ob man denn in unsern Län-
 dern so wenig Achtung für grosse Könige
 hätte, daß, wenn man ihnen Briefe zu
 schicken habe, man solche nicht durch Per-
 sonen übergeben lies, die man besonders in
 dieser Absicht abschifte. Noch mehr aber
 befremdete sie der Ausdruck, daß es Herrn
 wären, die aus Neugierde die Reise nach
 Persien thäten, als welchen man, ohne in
 das Abgeschmackte zu fallen, gar nicht in
 ihre



ihre Sprache übersetzen konnte: so unbekannt und fremd ist ihnen die Idee eines neugierigen Reisenden. Sie fragten mich, ob es möglich sey, daß es unter uns Leute gäbe, die die Beschwerlichkeit einer Reise von etlichen tausend Meilen übernähmen, die sich so vieler Gefahr und Unbequemlichkeit aussetzen, aus keiner andern Absicht, als um zu sehen, wie man in Persien lebe. So viel ich bemerkt habe, behaupten die Perser, daß man die Tugend nicht besser erlangen, und die Begierden nicht besser bändigen könne, als wenn man ruhig zu Hause bleibe; daß Reisen müsse bloß die Erwerbung der Güter zur Absicht haben. Sie bilden sich auch ein, daß jeder Fremder, der nicht ein Kaufmann oder Künstler ist, ein Spion sey, und vornehme Leute glauben ein Staatsverbrechen zu begehen, wenn sie einem solchen Menschen in ihrem Hause einen Zutritt gestatteten, oder ihn besuchten. Dieser Ursache muß man die grobe Unwissenheit zuschreiben, die man bey den Persern in Absicht auf die Kenntniß anderer Nationen antrifft; sie wissen nichts von der Erdbeschreibung, haben auch keine Landcharten. Alles dieses kommt daher, weil



ſie kein Verlangen haben, andere Länder kennen zu lernen; daher wiſſen ſie weder, wie weit ein Land von ihnen entfernt ſey, noch durch welche Wege man dorthin komme. Daher trifft man bey ihnen weder Nachrichten aus fremden Ländern, noch Zeitungen, noch Neuigkeiten, noch Adreſſe-Comtoir an. Dieſes wird freylich denenjenigen ganz fremd vorkommen, die ihre ganze Lebenszeit damit zubringen, daß ſie immer fragen: was neues? welche ihre Neugierde mit Verluſt ihrer Geſundheit und Ruhe zu befriedigen ſuchen; welche ſich aus den Landcharten und Reiſebefchreibungen ein ordentliches Geſchäfte machen: indessen iſt es doch auch nicht zu leugnen, daß die Kenntniß aller dieſer Dinge weder zur Ruhe des Geiſtes noch zum Vergnügen unentbehrlich iſt, wie man an den Perſern ganz deutlich gewahr wird. Ihre Staats-Minister wiſſen eben ſo wenig, was in Europa, als was in dem Mond, geſchieht. Die meiſten haben eine ganz verworrene Idee von Europa überhaupt; ſie halten es für eine kleine Inſel in dem nordiſchen Meere, wo ganz und gar nichts Gutes und Schönes ange- troffen würde; denn warum, ſagen ſie, würden



würden sonst die Europäer in der ganzen Welt herum reissen, um gute, schöne und nöthige Sachen aufzusuchen, wenn sie derselben nicht gänzlich beraubt wären?

Demohngeachtet ist kein Land in der Welt, wo man mit mehrerer Sicherheit auf den Strassen und mit wenigern Kosten reisen kann, als Persien. Es werden eine Menge öffentlicher Gebäude, im ganzen Lande, sowol in Städten als im freyen Felde, zum Vortheil der Reisenden unterhalten. In diesen Häusern hat man frey Quartier. Im ganzen Lande sind die Brücken und Wege wohl unterhalten: alles dieses zum Vortheil der Carawanen, und derjenigen, die aus Interesse reisen.

Wenn die Perser entweder durch den Handel, oder durch andere Geschäfte, etwas vor sich gebracht haben, so ist ihre erste Sorge, sich ein Haus zu kaufen. Hiebey haben sie die Gewohnheit, daß sie niemals ein Haus kaufen, welches ganz ausgebauet ist, sondern sie bauen es erst hernach aus, und machen es so groß, als sie es nöchig haben. Sie haben hierüber
ein



ein allgemeines Sprüchwort: „Ein Haus, welches man ganz ausgebauer kauft, schikt sich eben so wenig für eine jede Familie, als ein ganz fertiges Kleid jedem Körper angemessen ist.“ Es giebt wenig Personen in Persien, die in Miethhäusern wohnen. Die ärmsten Leute bewohnen ihre eigene Häuser. Es kommt dieses aus zweyen Ursachen her. Die eine davon ist, weil die Perser von Natur nicht zum Handel geneigt sind. Die zweyte ist, weil ihnen ihre Religion verbietet, auf Zinsen zu leihen; daher kauft sich ein jeder sein eigenes Haus, weil er sein Geld nicht besser anlegen kann. Nächst diesen schaffen sie sich einen Bezarga an; dieses ist eine Reihe von Kramläden, die gemeiniglich oben her gewölbt sind. Gewöhnlich lassen sie solche nahe bey ihren Häusern entweder selbst bauen, oder kaufen sie, wenn sie Gelegenheit dazu haben. Dieses sind die ersten unbeweglichen Güter, die sie sich anschaffen. Hierauf kaufen oder bauen sie sich ein Bad, und hernach ein Caravanserai. Man wird vielleicht glauben, daß man diese Grundstücke, so wie bey uns, um einen jährlichen oder vierteljährigen Zins vermiethe;



the; aber in Persien ist es ganz anders. Man vermiethet diese Plätze Tagweis, und läßt sich alle Abend den Zins bezahlen, ohne bis auf den folgenden Tag Credit zu geben. Weiter erstreckt sich ihr Zutrauen nicht; aus dieser Ursache haben sie diese Grundstücke gern nahe bey ihren Häusern, damit ihre Bedienten den Zins desto besser erheben können. Diese Gewohnheit aber ist nur unter geringen Personen; die andern lassen sich Wochen- oder Monatweis bezahlen. Da man in Orient gewöhnlich wenig Hausgeräthe, und weder Tische, noch Stühle, noch Bettstellen, noch Schränke, noch vieles Küchengeräthe hat, so kann daselbst einer, der ein Haus oder einen Laden gemiethet hat, viel geschwinder entwischen, als bey uns; und dieses ist die Ursache, warum man besonders gegen geringe Personen nicht viel Zutrauen hat. Wenn die Vornehmen und Grossen des Reichs viel Geld zusammengebracht haben, so wenden sie einen Theil davon auf öffentliche Stiftungen an. Sie bauen Collegia und Schulen, mit einem Gehalt für Studenten, Caravanserais auf den Heerstrassen, wo die Reisende umsonst aufgenommen werden, Brücken, und endlich Moskeen, die sie mit gewis-



gewissen Einkünften versehen, wovon die Priester ihren Unterhalt haben, und zuweilen auch arme Personen milde Steuern bekommen. Dergleichen Stiftungen nennen die Perser Suab a karet, d. i. Verdienst für das zukünftige Leben, und sagen, sie wären wachsende Güter, weil, nach ihrer Meinung, die Gebete, die in diesen öffentlichen Gebäuden und in den Tempeln verrichtet werden, ingleichen der unentgeltliche Gebrauch, den andere davon machen, den Stiftern zum Besten dienen und zugerechnet werden.

In Persien hat man kein Fuhrwerk, sondern die Mannspersonen reiten, vornehme Weiber aber werden von Cameelen getragen, wo sie in einer Art von bedekten und verschlossenen Kästen sitzen, deren ein Cameel auf jeder Seite einen auf dem Rücken hat. Ich werde an einem andern Ort eine besondere Beschreibung davon geben. Hier hat man weder Kutschen, noch Chaisen, noch Wagen, noch Sänften; die Ursache hievon ist, entweder, weil Persien ein sehr bergiges Land ist, oder weil es überall mit Canälen durchschnitten ist, beides aber ist dem Fahrwesen nicht zuträglich.

Jeder



Jederman reitet entweder auf Pferden, oder auf Maulthieren, oder auf derjenigen Art von Eseln, die einen geschwinden und leichten Schritt oder Paß gehen. Krämer und Handwerksleute haben, so wie andere Personen, ihre Reitpferde, und nur allein die ganz armen Leute gehen zu Fuß. In der Folge werden wir noch mehr Gelegenheit haben, Anmerkungen über die Sitten der Perser zu machen.

Die Namen, die die Perser führen, werden ihnen entweder sogleich bey ihrer Geburt, oder bey ihrer Beschneidung gegeben, wie es bey allen andern mahomedanischen Völkern üblich ist. Diese Namen nehmen sie entweder von merkwürdigen Personen von ihrer Religion, oder aus dem Alten Testamente, oder aus der persischen Geschichte, her, oder es sind Namen der Tugenden; denn jeder giebt sich einen Namen nach seinem eigenen Belieben. Ausser diesen aber haben sie keine besondere Familien- oder Geschlechtsnamen, die sie als Zunamen führen. Ehrenthalben führen sie gemeinlich den Namen ihrer Väter, oder auch manchmal ihrer Söhne, z. E.
N.



N. Vater des und des, oder Sohn des und des; z. E. Abraham, Sohn Jacobs, Mahommed Vater des Aly. Diese Gewohnheit haben sie im Morgenland seit undenklichen Jahren. Man findet Spuren davon schon im Alten Testament; z. E. Benhadad war ein Name der Könige in Syrien, und heist eigentlich: Sohn des Hadad; Abimelech heist: der Vater des Melechs. Auf diese Art führen sie manchmal verschiedene Zunamen, einen, der von dem Namen eines oder mehrerer von ihren Söhnen hergenommen ist; z. E. der Calife Alraschid, der sechste aus der Geschlechtsfolge der Abassiden, hat bald den Zunamen Abu Jaser, bald Abu Mahommed, welches Namen seiner Söhne waren. Endlich ist auch bey ihnen gewöhnlich, Namen von der Lebensart und dem Gewerbe ihrer Vorfahren, es mag nun eine mechanische oder freye Kunst gewesen seyn, herzuleiten, z. E. Mahommed Caian, d. i. Mahommed der Schneider, Soliman Atari, d. i. Salomon der Materialist; Schouari, des Tuba-



Tubelirer; Stamboli, der Constantinopoli-
taner, weil er daselbst einen grossen Theil
seines Vermögens erworben hat. Das
Lobenswürdigste hiebey ist, daß sie sich nie-
mals schämen, die Namen ihrer Vorältern
auch alsdenn noch zu führen, wenn sie zu
grossen Reichthümern und ansehnlichen Eh-
renstellen gelangt sind. Die Ehre hängt
bey ihnen nicht von der Geburt und dem
Geschlecht, sondern von den Wissenschaften
und Aemtern, am meisten aber von den
Reichthümern, die man besitzt, ab.

Was die Titel anbelangt, so ist man
in Orient gar nicht begierig darnach, weder
nach Titeln der Geburt, noch der Aemter.
Jeder hängt an seinem Namen einen so
prächtigen Titel an, als er will: Herzog,
Fürst, König. Die geringsten Bedien-
ten fügen eben sowol, als angesehene Per-
sonen, dergleichen Ehrentitel zu ihrem Na-
men. Aber diese Titulaturen haben nicht
die geringste Bedeutung; dennoch aber setzt
man nicht alle Titel ohne Unterschied vor
oder hinter seinem Namen. Es giebt
gewisse Titel, die man niemals vor seinem
Namen setzt, als: Herzog, Prinz, König.
K.u.Persien. II.Th. 64 An-

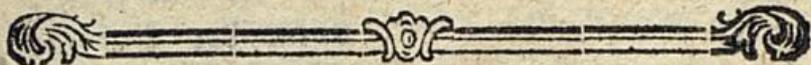


Anderer setzt man niemals hinter denselben, sondern jederzeit davor, als: Mirza, welches so viel heist als Fürstensohn. Endlich unterscheidet man auch die Personen vom königlichen Haus von andern Leuten dadurch, daß man diese Titel vor oder hinter ihre Namen, von der Art, wie man sie im gemeinen Leben braucht, ganz verkehrt setzt; was im gemeinen Leben voran gesetzt wird, steht hier hinten, und so auch umgewandt. Etwas ganz außerordentliches und beynahe unglaubliches ist es, daß sich die Perser eine Ehre daraus machen den Titel Sklave zu führen. Sie nennen sich mit der größten Ehre Sklaven des Königs, Sklaven der Heiligen. Dieses Beywort zeigt gewöhnlich einen Menschen an, der in einem Amte steht, oder darnach trachtet.

Wenn ein Knabe auf die Welt kommt, so muß der Vater demjenigen, der ihm die Nachricht von der Geburt desselben bringt, alles geben, was er am Leibe hat. Man nimmt ihm den Turban vom Kopf, und sagt dabey: „Es ist Euch ein Sohn geboren!“ Sogleich muß er dem, der die Nachricht bringt, ein Geschenk machen, und da-



dadurch seine Kleidung, und was er an sich hat, wieder einlösen.



XIII.

Von den Leibesübungen und Spielen der Perser.

Ich nehme diese zweyerley Arten von Handlungen zusammen, weil die Perser beyde mit einem Wort zu bezeichnen pflegen; denn sie sagen: Leibesübungen sind erlaubte Spiele, aber Spiele sind unerlaubte Leibesübungen. Und wirklich sind die Leibesübungen der Perser nichts anders als solche Spiele, wozu Geschicklichkeit und Behendigkeit des Körpers allein erfordert wird; man hat dabey bloß die Absicht, den Körper biegsam und lebhaft zu machen, und durch die Spiele zugleich den ernsthaften Gebrauch der Waffen zu lernen. Aber weil der Körper zu dieser Art von Spielen schon eine gewisse Härte und Stärke haben, und völlig ausgebildet seyn muß, so fängt man